

Eva Meyer

frei und indirekt

Stroemfeld

Inhalt

Frei und indirekt	7
Und – Anfang – Hannah Arendt	18
Und – Gemeinschaft – Hermann Broch	24
Und – Überschuss – Gertrude Stein	36
Und – Geschlecht – Virginia Woolf	44
Und – Liebe – Franz Kafka	54
Und – Kontingenz – Robert Walser	66
Und – Affekt – Elfriede Jelinek	76
Und – Montage – Ulrike Ottinger	79
Und – Serie – Aglaia Konrad	85
Und – Improvisation – John Cassavetes	89
Und – Zeugenschaft – Charlotte Salomon	95
Und – Zeit – Virginia Woolf	104
Zitierte Werke	115

Frei und indirekt

Mit der Zeit ist sie hellseherisch geworden. Sie findet in ihrem Geist eine ganze Sammlung von Bildern und Äußerungen, denen sie Sinn verleihen kann. Wenn sie diese wunderbare Anhäufung nur richtig behandeln würde, könnte sie weitere Räume durchqueren als zunächst ersichtlich. Sie könnte über die wahrnehmenden und empfindenden Zustände des Erlebten hinausgelangen und weiterführende Empfindungen einer zukünftigen Wahrnehmung anvertrauen.

»Vorzeichen, Ahnungen, Signale gehen ja Tag und Nacht durch unsern Organismus wie Wellenstöße.« Wer sich nicht damit aufhält, sie zu deuten, sondern sich darauf einlässt, sie zu nutzen, verbindet sich mit »ihrer besten Kraft«. Sie trifft uns im Zentrum »und zwingt, kaum wissen wir es, wie, nach ihr zu handeln.« Denn es genügt nicht, hellseherisch zu sein, man muss auch die Zeichen »ins erfüllte Jetzt« wandeln können, statt feig und träg ihr »zu spät« zu enthüllen. Besonders wenn wir kaum wissen wie, sind »Nüchternheit und Freiheit« geboten, damit es zu jenem »einzig wünschenswerten telepathischen Wunder« kommt, das für Walter Benjamin das »Werk leibhafter Geistesgegenwart« ist.

Was aber ist Geistesgegenwart? Dass man – wie Virginia Woolf – »überrascht & ein wenig beunruhigt von der mitleidlosen Strenge« seines »Geistes« ist? Der beste Ansporn beim Lesen ist ihr das Schreiben, sonst überfliegt und überspringt sie, die »faule Leserin«. Doch so wie ihr »Geist nun mal ist«, hört sie nie auf, »zu lesen & zu schreiben«. Das aber heißt, dass »eine gewisse Leichtigkeit & Elan« gegenüber »dem Inneren & dem Äußeren« angebracht sind, ja, sie findet sogar, »Äußerlichkeit ist gut; eine Kombination von beidem sollte möglich sein«. Was sie »jetzt tun möchte ist, jedes Atom zu sättigen, alles Nutzlose, Abgestorbene, Überflüssige eliminieren: den Augenblick ganz geben; was immer er enthält. Angenommen,

der Augenblick wäre eine Kombination von Gedanke; Empfindung; der Stimme des Meeres. Nutzloses, Abgestorbenes entsteht, wenn Dinge mit aufgenommen werden, die nicht zum Augenblick gehören; diese entsetzliche Erzählerei der Realisten: wie man vom Lunch zum Dinner gelangt: sie ist falsch, unwirklich, rein konventionell.« Wenn sie das alles wegließe, würde sie es »praktisch alles« hineinbringen, aber »gesättigt«: Nonsens, »Fakten, Schmutz: aber transparent gemacht«.

Wie aber macht sie transparent? Dadurch, dass sie alles leibhaftig an den Augenblick bindet, ihn praktisch aufbläht durch ein Leben, an das keine erlebte Wahrnehmung herankommt? »So vergehen die Tage, & ich frage mich manchmal, ob man nicht, wie ein Kind von einer Silberkugel, vom Leben hypnotisiert ist; & ob das Leben bedeutet. Es ist sehr bewegt, leuchtend, aufregend. Aber oberflächlich vielleicht. Ich würde gerne die Kugel in meine Hände nehmen & geruhsam fühlen, daß sie rund, glatt, schwer ist. & sie so halten, Tag für Tag. Ich will Proust lesen, glaube ich. Ich will zurückgehen & vorwärts.« Ich will mich »mit dem Schreiben zurückhalten, bis es unmittelbar herauswill«. Ich will, dass es eins mit der Wirkung der Zeit ist und durchsichtige Leere des Wartens. Und wenn es dann herauswill, ist es viel zu lebendig, um gelebt oder erlebt zu werden, es ist keine Frage mehr von Sympathie oder imaginärer Identifikation. Es kombiniert Gedanken und Empfindungen ohne Ähnlichkeit und macht sie in ein und demselben Reflex transparent.

Das ist ein Vermögen des Geistes und sogar ein »ganz bestimmtes«, das Henri Bergson von Erinnerung und Phantasma unterscheidet. Es hat – ganz klar – mit Hellsichtigkeit zu tun, mit Lesen und mit Schreiben, wenn wir statt »ich« zu sagen, uns an »Persönlichkeiten« verlieren, »deren Geschichte wir uns selbst erzählen«. Allein schon der Gedanke, dass jede dieser Erzählungen auch anders sein kann, setzt sie außer Vergleich. Sie ahmen nicht nach, nein, sie überlassen sich der »Unvorhersehbarkeit der Formen, die das Leben auf dem Wege seiner Entwicklung durch diskontinuierliche Sprünge fix und fertig erzeugt«. Wenn wir die »Unenteilbarkeit dessen, was davon innerlich gefühlt wird« und »die endlose Teilbarkeit dessen, was äußerlich davon wahrgenommen wird«, nur genügend in Betracht ziehen, kommen wir auf jene »wahre, wirksame Dauer«, die Unvorhersehbarkeit selbst. Sie verläuft frei neben all diesen anderen Wegen, die zumeist in der Sackgasse nur eines Bewusstseins enden. Sie ist die Wirkung der Zeit, die sich weder durch Berechnung ableiten noch als Idee vorwegnehmen lässt. Was wir vom Leben wissen und was wir vom Leben nicht wissen, entfaltet

sie »im Zustand eines wechselseitigen Ineinanders«. Deshalb auch trägt sie uns wie das Wasser den Schwimmer.

Nehmen wir ruhig an, dass unsere wunderbare Anhäufung von Bildern und Äußerungen die Bilder möglicher Welten und die Äußerungen möglicher Welten durch andere Personen sind. Sie richtig behandeln hieße dann, sich von diesen Bildern und Äußerungen durchqueren zu lassen, in Geschwindigkeiten und Abkürzungen, denen wir selbst nicht gewachsen sind; in Wellenstößen, die Kräfte offenbaren, die nicht die unseren sind und aus Persönlichkeitselementen eine dritte Person neu zusammensetzen. Tatsächlich liegt sie »jeden Morgen wie ein frisches Hemd auf unserem Bett; dies unvergleichlich feine, unvergleichlich dichte Gewebe reinlicher Weissagung sitzt uns wie angegossen. Das Glück der nächsten vierundzwanzig Stunden hängt daran, daß wir es im Erwachen aufzugreifen wissen.«

Schon möglich, dass es dann zu einem Erdbeben kommt, demjenigen von Bergson, von William James und dessen Freund B. Was Bergson James zuschreibt, wie er die Worte des Kaliforniers B. wiedergibt, mit denen er in Harvard nach Stanford verabschiedet wurde: »Ich hoffe, Du wirst ein bißchen Erdbeben haben, während Du dort bist, damit Du auch diese kalifornische Einrichtung kennenlernst«, ist nicht einfach ein zuschreibbares Verhältnis. Es erschafft etwas weit Ferneres, eine Denkweise, die sich transformiert, sich verklammert, sich spaltet.

Es ist allein deshalb, dass James' »erstes Gefühl« am Morgen des 18. April 1906 in Stanford, als er merkt, dass sein Bett zu schwanken beginnt, ein »vergnühtes Erkennen« ist: »Beim Zeus«, sagte ich mir, »da ist wahrhaftig B.'s altes Erdbeben. Es ist also wirklich gekommen.« Und dann, als es crescendo weiterging: »Und es ist sogar ein recht üppiges.« Wie ich erfuhr, hat das Lick Observatorium nachher bekanntgegeben, daß die ganze Sache in 48 Sekunden vorüber war. Ungefähr so lange erschien es mir auch, wogegen ich andre sagen hörte, es hätte ihnen länger geschienen. In meinem Falle waren Empfindung und Erregung so stark, daß nur wenig Denken und gar keine Überlegung, kein Wollen in der kurzen Zeit, die das Phänomen einnahm, möglich war.

Mein Empfinden war ganz Freude und Bewunderung; Freude über die Lebendigkeit, die solch eine abstrakte Vorstellung oder ein Wort wie »Erdbeben« annehmen konnte, sobald es einmal in fühlbare Realität übertragen und konkret bestätigt wurde; und Bewunderung darüber, wie solch ein schwaches Holzhaus trotz der Erschütterung zusammenhalten konnte.

Ich empfand keine Spur von Furcht; nur reines Entzücken und Willkommenheißen.

Ich rief beinahe aus: ›Nur weiter, immer feste.«

Sobald ich denken konnte, unterschied ich nachträglich gewisse Besonderheiten, mit denen mein Bewußtsein das Phänomen aufgenommen hatte. Diese waren ganz spontan und sozusagen unvermeidlich und unwiderstehlich.

Zunächst personifizierte ich das Erdbeben als eine dauernde individuelle Wesenheit. Es war das Erdbeben aus der Vorhersage meines Freundes B., das all die vergangenen Monate lang ruhig geblieben war und sich zurückgehalten hatte, um an diesem denkwürdigen Aprilmorgen in mein Zimmer einzudringen und sich um so intensiver und triumphierender zu betätigen. Außerdem kam es direkt zu mir. Es hatte sich hinter meinem Rücken eingeschlichen, und nachdem es einmal im Zimmer war, hatte es mich ganz allein vor und konnte sich überzeugend offenbaren. Nie ist in der Handlung eines Menschen Beseeltheit und Vorsatz offenkundiger gewesen, und nie hat menschliches Handeln entschiedener auf ein lebendiges Agens als seinen Quell und Ursprung zurückgewiesen.

Alle, die ich über diesen Punkt befragte, stimmten in diesem Zug ihrer Erfahrung überein. ›Es drückte eine Absicht aus‹, ›Es war boshaft‹, ›Es ging auf Zerstörung aus‹, ›Es wollte seine Macht zeigen‹ und was sonst noch. Mir persönlich wollte es nur die volle Bedeutung seines Namens offenbaren. Aber wer war dieses ›es‹? Für manche offenbar eine vage dämonische Macht; für mich ein individuelles Wesen, B.'s Erdbeben nämlich«. Ohne schon Person zu sein, nimmt es doch teil an Persönlichkeit, und zwar durch einen Akt der »Fabulation«. Als ob »eine Legendenfigur aus dem Buche, das ihre Geschichte erzählt, herausträte und sich gemächlich im Zimmer plazierte« – so leicht vollzieht sich der Übergang vom Abstrakten zum Konkreten, so ohne Schwierigkeit tritt Möglichkeit ein in Wirklichkeit. Und das erfüllt uns mit Freude und Bewunderung.

Wenn das »erste Gefühl« ein »vergnügte Erkennen« ist, verwandelt es ein Ereignis in eine Persönlichkeit und nimmt jede Empfindung gleichermaßen in sich auf. Was zum Inbegriff des Schreckens hätte werden können, wird als eine Ähnlichkeit produziert, die keine Ähnlichkeit ist, obwohl es Ähnlichkeit gibt. Schließlich ist es nicht so, dass sich die eine Empfindung in eine andere verwandeln würde, denn nun geschieht etwas von der einen zur anderen, das in diesem Augenblick und an dieser Stelle unmittelbar in ein Leben eingreift. Auch wenn der Begriff der Empfindung vorausgeht,

muss er doch hier und jetzt das Erleben durchqueren und dabei kommt es zu einem »zusammengesetzten Spiel von Intelligenz und Instinkt«.

»Für die ›Wissenschaft‹ ist das Erdbeben nur der Sammelname für alle Sprünge und Stöße und Unruhen, die sich ergeben, wenn die Spannungen in der Erdkruste den Punkt des Zerreißens erreicht haben und die Schichten in ein anderes Gleichgewicht übergehen. Sie sind das Erdbeben. Aber für mich war das Erdbeben die Ursache der Störungen und seine Vorstellung als eines lebendigen Agens war unwiderstehlich. Es hatte eine überwältigende dramatische Überzeugungskraft.«

Und eben dies, dass nämlich »das lebendige Agens hier das Erdbeben selbst ist, daß es keine andre Aktivität hat, keine andre Eigenart, daß es also mit dem, was es tut, zusammenfällt«, heißt nicht nur, dass sowohl Absicht als auch »Beseelung« zum Erdbeben zu gehören scheinen. Für James »personalisiert« es »sich als eine dauernde und individuelle Wesenheit«. Er sagt nicht, es gäbe da »eine vollständige Persönlichkeit – sei es ein Gott oder ein Dämon –, die verschiedener Handlungen fähig und von der das Erdbeben eine besondere Manifestation wäre. Im Gegenteil, die Wesenheit, um die es sich handelt, ist das Phänomen selbst, als etwas Dauerndes betrachtet; seine Manifestation erst liefert uns sein Wesen aus; es hat nur die eine Funktion, Erdbeben zu sein«. Wenn aber »Sein mit dem Erscheinen eins ist«, geht diese Wesenheit »in einem bestimmten Akt auf«. Ihre Absicht ist »diesem Akt selbst immanent«, ist »von ihm nur die Abzeichnung und die bewußte Bedeutung«. Deshalb spricht Bergson lieber von einem »Persönlichkeitselement« und bringt sie uns damit nahe.

Wenn wir im Anblick des Schreckens eine Vorstellung hervorrufen, die von unserer Welt ist, die von unserer Intelligenz, aber keineswegs reine Intelligenz ist, dann messen wir uns mit den Geschicken auf unserem eigenen Grund. Das ist der »virtuelle Instinkt«, den intelligente Wesen haben, die sich selbst als ihre eigene Grenze entdecken und die Lähmung des Willens im Anblick der Unvorhersehbarkeit und des Nichtwissens zu verhindern wissen. Sie aktualisieren dann nicht mehr: sie werden fortwährend anders. Sie tun dies, indem sie die Einteilung des Wirklichen in Begriffe, welche Worten entsprechen, vernachlässigen: Sie überführen das Wort »Erdbeben« in der offenbaren Bedeutung seines Namens in eine Funktion der Sprache. Jetzt geht es nicht mehr darum, eine große Beobachtungsgabe oder viel Phantasie zu haben. Es geht darum, der Sprache ihre »fabulatorische Fähigkeit« zurückzuerstatten und – über die erlebte Wahrnehmung hinaus – unsere Welt mit Leben zu bevölkern.

Und wie soll einer auch erzählen, was ihm widerfahren ist oder was er sich in seiner Phantasie vorgestellt hat? Womöglich ist ihm ein Erdbeben widerfahren und er hat eine Ähnlichkeit hergestellt. Doch wohlgermerkt handelt es sich dabei um eine produzierte Ähnlichkeit, nicht eine, die er imaginieren würde, sondern eine, die sehr besonders und genau im Erdbeben offenbar wird, wenn es sich in der richtigen Distanz zeigt und ihn in die richtige Distanz stellt, in eine Nähe nämlich, die eine Beziehung ermöglicht und ihre eigene Kontinuität einführt. Statt zu beschreiben, verflechten wir uns in eine mitwirkende Handlung, die wir »halbpersönlichen Mächten« oder »wirksamen Gegenwarten« zuschreiben, und indem wir dies tun, machen wir uns vertraut mit dem Unbeschreiblichen. Wir kommen auf unser »eigentümliches Vermögen der absichtlichen Halluzination«.

Auch wenn »die Wahrheit« einer Halluzination in einer allgemeinen Zustimmung besteht, was, nebenbei gesagt, »einer der Gründe für die Erscheinung der Intoleranz« ist, weil derjenige, der nicht zustimmt, sie daran hindert, vollkommen wahr zu sein, so wurde diese Wahrheit an dem Tag unwiderruflich zerbrochen, als der Mensch sich in seine Fabulierfähigkeit hineinversetzte und »die Wirklichkeit« vorwärts trieb, statt sie auf der Stelle treten zu lassen. »Fabulation« und »Fiktion« bringen uns nicht einfach nur in eine ambivalente Beziehung zum Erleben. Sie zerschneiden Innerlichkeit und sind offenen Auges dem Außen zugewandt. Das dabei assoziierte Potential ist nicht nur Erfindungsgabe. Es trägt die Reflexion in sich, um sich in Freiheit zu entfalten.

Jetzt geht es vor allem darum, das leere Ich der Sprache nicht mit mir zu besetzen. Diese Leerstelle ist bereit, jedes Subjekt in sich aufzunehmen, deshalb nehme ich mir lieber reflexive Typen als Vermittler, durch die hindurch »ich« stets ein anderer ist. Womöglich lese ich gerade von einem Erdbeben, das jemand anderem widerfährt und sich mir deshalb nur indirekt erschließt. Indirekt gesehen ist ein Erdbeben vielleicht eine Wesenheit, gewiss aber eine Aussageweise, ein ziemlich spezielles Potential, das jedesmal überrascht und das dennoch nicht willkürlich ist. Besonders wenn es mich erschüttert zugunsten eines Außen, das sich zwischen mich einfügt und durch mich hindurchgeht, ist es die Intervention origineller Persönlichkeiten. Und ich habe nichts weiter zu tun, als ihren unzusammenhängenden Gesten zu folgen.

Davon spreche ich fortwährend. Habe ich es Ihnen schon gesagt? Dass ich mich in der Korrelation zweier asymmetrischer Prozesse befinde, in einer Art offenen Diskontinuität, die als solche eine dynamische Spannung

besitzt? Doch wie sie verorten? Ich fühle es, ja ich weiß es? Sie geht nicht aus einer Handlung hervor, noch geht sie in eine Handlung über und ist doch das Organ der Modalisierung des Realen.

Auch wenn es sich dabei um psychische Vermögen handelt, um Einbildungskraft, Gedächtnis, Vergessen und ähnliches mehr, so sind dies weniger Vermögen der Aneignung als reflexive Interventionen. Sie leben von Äußerungen und sind doch auch vom Bild bestimmt. Deshalb führen sie die Grenze zwischen Innen und Außen stets mit sich. Sie übersetzen sich unaufhörlich in das, was das Beständigste zu bleiben verspricht. Wer »mit Furor und Genauigkeit« liest, weil er im Begriff ist, zu schreiben, der teilt Versionen von Realität mit anderen. Und das ist die Realität eines Schnitts.

Es ist dieser Schnitt, der fortan die Funktion eines Erdbebens hat. Aktualisierung und Individualisierung sind nicht dasselbe, wenn ein Schnitt sie trennt und einer inkommensurablen Beziehung aussetzt. Es geht nicht darum, anstelle eines unbestimmten Ichs die Wahrheit einer individuellen Existenz Sprache werden zu lassen und damit Wahrheit für die anderen. Wenn die Verwirklichung der Bestimmung des schreibenden Ichs durch sich selbst in der geradezu tautologischen Verschränkung des zu bestimmenden Ichs mit dem bestimmenden Ich auf ihre Auflösung in einem Namen drängt, ist die Grenze zwischen Innen und Außen ausgehebelt. Ein Erdbeben jedoch ist eine ganz andere Sache. Es konfrontiert uns mit einem Außen, das zwischen uns durchgeht und sich zwischen uns einfügt und eben dabei eine Individuation erreicht, auf die ich zugehen kann.

Nicht die Wahrnehmung des Erdbebens, sondern das Erdbeben als Wahrnehmung aber heißt, dass ich nicht in der schreibenden Vergegenwärtigung des Vergangenen und auch nicht durch einen Film, der seine Figuren und Bilder dem Kommentar unterwirft, darauf zugehen kann. Figuren und Bilder sind Mittelspersonen, Geister womöglich, die in einer doppelten Wirklichkeit ständig die Grenze passieren. Vielleicht handelt es sich um Manifestierungen einer Seele, die sich von der Herrschaft der Vernunft oder des Glaubens trennt und das Gespräch zwischen den verschiedenen Seiten des Bewusstseins verschärft. Auf jeden Fall handelt es sich um die Intensität und die Qualität eines Erlebnisses, um die formende Einwirkung einer Erscheinung auf mich.

Doch was diese Erscheinung jetzt von mir verlangt, ist die Vorsicht, sie nicht die Bedeutung hervorbringen zu lassen, die schon durch den gewöhnlichen biographischen Rückblick festgelegt ist. Statt mich die eigenen Emotionen und Reaktionen zeigen und in einen Zusammenhang setzen zu lassen, setzt sie mich der Abwesenheit einer solchen Perspektive aus. Sie

konfrontiert mich mit jenem Teil von mir, den ich selbst nicht kenne. Und die Frage ist jetzt: schreibt man, um sich besser zu kennen, oder schreibt man, um in die schwindelerregenden Augenblicke von etwas zu geraten, das inkommensurabel ist und in unerklärlichen Reaktionen weitergeht?

Es ist klar, dass mir eher Letzteres vorschwebt, denn kennen kann ich mich nicht und will ich auch nicht. Das Leben hätte dann kein Stück mehr mit mir zu spielen und nichts könnte mehr anders sein. Stattdessen vertraue ich auf mir bislang unbekannte Kräfte. Doch dafür gilt es, auch nicht um Haaresbreite in Aufrichtigkeit abzugleiten. Man muss den Atem anhalten, um auch nicht für einen Augenblick in eine der rhetorischen Tonarten oder eine der Gesten von Halbwahrheiten auszuweichen. Lang aufgestauter Druck passiert enge Kanäle, ist sowohl romanhaft als auch theatralisch, kurz: lügt sich in Vielheit und Liebe hinein.

»Aber laß uns persönlich über all das reden. Seit ich diesen Brief (gestern) begann, habe ich erfahren, daß ich für eine Woche nach New York komme, ab dem 23. oder 24. Juni, um diese armen *Birds* im Fernsehen zu verteidigen. Bill drängt, Carmen ist dagegen, Nathalie glühend dafür, Jim unsicher, aber ganz leicht pro. Wie auch immer, ich habe mich entschlossen. HBJ wird mir ein Zimmer besorgen – im San Carlos, wenn sie es nicht abgerissen haben, oder im Barclay. Ich würde sehr gerne bei Dir wohnen, aber mit Fernsehauftritten praktisch jeden Abend, plus, vermute ich, Radio- und anderen Interviews, erscheint es mir sinnvoller, in der Innenstadt zu sein. Sobald ich weiß, an welchem Tag ich fliege, werde ich Dich anrufen und hoffe, daß Du an dem Abend Zeit für ein Dinner haben wirst. Und an anderen. Ich sehne mich danach, bei Dir zu sein.«

»Ich« ist jetzt Mary McCarthy, die am 9. Juni 1971 aus Paris an Hannah Arendt schreibt. Eine Fußnote der Herausgeberin dieses Briefwechsels weist darauf hin, dass es sich bei den Fernsehauftritten unter anderem um *The Dick Cavett Show* handelt, »wo McCarthy den provokanten Vorwurf erhob, Lilian Hellman sei eine Lügnerin«.

Auch ich würde vielleicht liebend gerne »über all das« persönlich reden. Doch jetzt ist es der 4. Oktober 2002 und ich befinde mich in Athen. In einer Zeitung (*International Herald Tribune*) lese ich, der oben erwähnte Fernsehauftritt soll nicht 1971, sondern 1980 stattgefunden haben. Überdies lese ich, dass dieser Auftritt Anlass eines Broadway-Stücks ist, das am 12. Dezember im Barrymore Theater aufgeführt werden soll. Das Stück heißt *Imaginary Friends* und wurde von Nora Ephron (Drehbuchautorin von *Silkwood*, *When Harry meets Sally* und *Sleepless in Seattle*, wo sie auch Regie geführt hat) geschrieben, die sich selbst dazu bekennt, wie McCarthy

der Schule des nur leicht verschlüsselten Romanschreibens anzugehören. »Aber der Punkt ist doch«, so fügt sie hinzu, »dass sie sogar die Namen kaum veränderte. Worauf ich hinaus will ist, dass ihr erster Ehemann Harald hieß und der erste Ehemann in *The Group* Harold. Sie veränderte die Buchstabierung von Harald in Harold. Hallo? Das sollte man besser können. Wie wäre es mit Howard? Oder Arthur?«

Nun, in ihrem Stück sind die Namen unverändert, aber die Begegnung der beiden Heldinnen fiktiv: »auf der Damentoilette in der Hölle«. Angeblich haben sie sich im Leben nie getroffen, obwohl sie sich in durchaus sich überschneidenden Zirkeln im New York zwischen Postdepression und Vietnamkrieg bewegten: Mary McCarthy, »auffallend schön, katholisch, arm, Trotzlist, Meisterkritiker, misstrauisch gegenüber jedem kommerziellen Erfolg«; und Lilian Hellman, »eher gewöhnlich, jüdisch, reich, Stalinist, Dramatiker, kommerziell«. Seit ihrem Tod wurde Hellman in mehreren Büchern »scheinheilig« gesprochen: »käuflich« und »verlogen«, mit fabrizierten Memoiren, während McCarthy als von der Wahrheit besessen gilt, nicht selten auf Kosten von Liebhabern, Ehemännern und Freunden. Ephron zufolge war »der Zusammenstoß« unvermeidlich. Also bringt sie ihn auf die Bühne.

Ihre Phantasie über die Beziehung ihrer beiden scharfzüngigen Heldinnen nährt sie aus Büchern, mit Hintergrundmaterial und Zitaten, einschließlich jener berühmten Zeile McCarthys über Hellman in *The Dick Cavett Show*, die da behauptet: »Jedes Wort, das sie schreibt, ist eine Lüge, selbst das Wort ›und‹.«

Das ist wahre Kunst, ich meine damit die wechselseitige Erfassung des Wortes »und« als Lüge. Schließlich muss man das doch erst einmal können, sowohl »und« als Lüge zu schreiben, als auch »und« als Lüge zu lesen. Man macht dann aus »und« einen zweischneidigen Schnitt, eine konjunktive Nichtübereinstimmung, die für sich selber steht. Sie ist nicht mehr auf das Sein hin ausgerichtet, das seinerseits nicht mehr auf ein mögliches Ich zu beziehen wäre, von dem es übercodiert und in die erste Person Indikativ versetzt wird. Genauer gesagt verdrängt und zerstreut es deren Existenz und lässt nur ihren leeren Ort aufscheinen. »Und« ist Beziehung nach Außen geworden: Es setzt die Sprache in Bewegung und macht uns zu Fremden in ihr.

Wir bewegen uns hier in jener berühmten Grauzone zwischen Fakt und Fiktion, Gedächtnis und Biographie, die mit Unterstellungen arbeitet, die an sich etwas Positives sind. Die Berichtigung falscher Urteile durch die Wahrheit des sich selbst den Blicken der anderen öffnenden, schreiben-

den Ichs ist obsolet geworden, wenn nicht mehr zu unterscheiden ist, was Beziehung und was Gegenstand der Beziehung sein soll. Denn nun konstruiert sich eine gegenseitige Geschichte, die über die gemeinsame Vergangenheit hinausreicht. Wenn die Konjunktion »und« freigesetzt ist, sind nicht mehr Dinge oder Personen Gegenstand der Reflexion. »Und« gehört weder der Fiktion noch der Reflexion an, sondern ist zwischen ihnen. Statt einem Genre, das die zu ihm gehörenden Bilder und Äußerungen gleichsam natürlich zusammenfasst, ist uns sein reflektierender Zustand gegeben: die Grenze der Bilder und Äußerungen, die nicht zu ihm gehören, wohl aber reflektiert werden in ihm. Es gibt nur mehr Beziehungen, die sich aller Wahrscheinlichkeit entledigt haben und einfach nur notwendig sind für die Legende.

Auch wenn es wahrscheinlich ein wirkliches Bedürfnis ist, ich meine das Bedürfnis nach dem authentischen Ausdruck einer Person, das auf einer vorgefaßten Ansicht über sie beruht, wie auch auf einer vorgefaßten Ansicht über die Wirklichkeit und wie sie wahrscheinlich zu machen sei, so ist uns mit »und« doch die kleinste reale Einheit gegeben: die unerklärliche Differenz zwischen dem Wahren und dem Falschen. Statt sie zu subjektiven Variationen der Wahrheit zu erklären, schickt »und« diese Differenz auf Umwege des Falschen. Ihre Kraft liegt in ihrer Verstellung, darin sie das Warten als Warten bewahrt. Sie ist ganz geschärfte Aufmerksamkeit für das Erdbeben, auf das sie nie aufgehört hat zu warten. Und für das Erdbeben, das sie vom Warten als Vergangenheit befreit und keine Ähnlichkeit oder Kontinuität mit irgendetwas aufweist.

Jetzt geht es vor allem darum, nicht in Ableitungen abzugleiten, derjenigen von Ephron zum Beispiel, die sich an ihre Begegnung mit Hellman erinnert: »Sie war eine großartige Gastgeberin und Köchin, und sie konnte ganz unglaublich wiehernd lachen, und jedes Mal, wenn man sie traf, gab es irgendeine erstaunliche Geschichte, die sie erlebt hatte, von der ich nun weiß, dass sie ganz ohne Zweifel erfunden war.« Dann hat die Magie des Wörtchens »und« das problematische und propositionale Stück eines reflektierenden Genres zu spielen, das Sichtbarwerden einer Verbindung, die sich auf unendlich viele Weisen herstellen kann. Das heißt nicht, dass sich das Diskontinuierliche gegenüber dem Kontinuierlichen durchsetzt. Die Macht des Kontinuums bildet sich selber um, lässt seine Zwischenräume klaffen und geht über in eine freie indirekte Sicht.

Auch wenn es noch etwas zu berichten gäbe, zum Beispiel, dass Hellman McCarthy wegen übler Nachrede auf 2,25 Millionen Dollar Schadensersatz verklagte und McCarthy trotz finanzieller Einschränkungen durch die An-

waltskosten unbeugsam blieb, so sind beide Damen, die ja damals schon recht betagt waren, darüber gestorben, Hellman 1984 im Alter von 77 Jahren, bevor es zum Gerichtstermin kam. McCarthys Kommentar war: »Ich wollte nicht, dass sie stirbt. Ich wollte, dass sie ihren Prozess verliert«. Sie starb 5 Jahre später, ebenfalls mit 77 Jahren. Und nun leben sie weiter als »und«.

Und wenn dieses »und« etwas Spitzfindiges hat, jetzt, da es sich auf seinen isolierten und herausragenden Wert beruft und die Sprache zwischen ihren Differenzen durchwandert, so liegt seine Pointe doch bei uns: Es verlangt von uns, zu einem gegebenen Potential ein anderes, aber nicht irgendeines zu wählen, und zwar so, dass sich eine Differenz zwischen Potentialen herstellen kann. In ihr steckt die Vielheit, die in allen Beziehungen mitschwingt und uns – sogar ohne die Wahrscheinlichkeit zu beeinträchtigen – zu verzaubern beginnt. Ich fühle es, ja ich weiß es, dass ich jetzt ein Stück schreiben könnte. Es würde zwischen einem Erdbeben und mir spielen und allein im »und« stecken. Und dieses Stück heißt: *Frei und indirekt*

Und – Anfang – Hannah Arendt

»Weil er ein Anfang ist, kann der Mensch etwas Neues anfangen, also frei sein.« Was so anfängt, fängt an, indem es wiederholt: indem es Hannah Arendt wiederholt, die Augustinus wiederholt, in der einzigen Gewissheit, dass der Anfang nicht zu erreichen ist, weil er nicht aufhört, anzufangen. Für den christlich-römischen Denker Augustinus ergibt sich der immer wieder neue Anfang des Lebens aus der Geburt Christi und der Inkarnationslehre des *Neuen Testaments*, doch bestätigt er sich in der Art und Weise, in der die menschliche Existenz in der Welt vorkommt. Das ist die gegenläufige Unterströmung der christlichen Lehre vom Diesseits und Jenseits, die Arendt bei Augustinus ausmacht. Sie entzieht die Frage des Anfangs dem christlichen Horizont und dessen weltflüchtiger Botschaft von der Erlösung und bezieht sie auf die weltlich-römische Tradition des Beginns politischer Freiheit. Das Werk des Glaubens weicht dem eines Wunders, das kein jenseits bewirktes Ereignis ist, wohl aber überlieferte Zusammenhänge unterbricht zugunsten von etwas Unerwartetem. Der Mensch ist frei, insofern er als ein neuer Anfang in die schon geschaffene Welt eintritt.

Und das Unerwartete ist nun die Eröffnung eines Zwischen im Zusammenleben der Menschen, ein Freiheitsraum, in dem ihr Sprechen und Handeln nicht von einem Zukünftigen geleitet wird, das der Vorstellung gegenwärtig wäre und daher vom Willen ergriffen werden kann. »Das Resultat des Handelns«, sagt Arendt, »ist nicht ein Gegenstand, der, ist er erst einmal konzipiert, auch herstellbar ist.« Eher hat es »den Charakter einer Geschichte, die so lange weitergeht, als gehandelt wird«. Es ist aber nicht so, »daß derjenige, der anfängt, alles vorauswüßte und die anderen, die ihm beim Vollbringen helfen, nur sein Wissen zu realisieren, seinen Befehlen zu gehorchen, seine Entschlüsse zu vollstrecken brauchten«. Denn derjenige, der anfängt, bewegt sich stets unter seinesgleichen, solchen nämlich, die ihrerseits anfangen können und »die Freiheit des Anfangenkönnens als

ein *Freisein*« realisieren. Auch wenn Anfangenkönnen eine Gabe des Menschen in seiner Singularität ist, so realisiert sie sich doch nur in der Welt und unter anderen. Erst dann wird ein Ereignis möglich, das unerwartet ist vom Standpunkt der Prozesse, die es unterbricht. Dieses Wunder ist nicht im Verkehr mit sich selbst zu erfahren, sondern nur im Verkehr mit den Vielen.

Autoritäre Regime, ob religiös oder weltlich, unterdrücken das Ereignis des Handelns und der Freiheit. Es liegt im Wesen der Tyrannis, sagt Arendt, dass es die Möglichkeit des Wunders, das die Möglichkeit des Ereignisses ist, aus der Politik auszuschalten strebt, um uns dem »zwangsläufig-zwingenden Deduzieren der Ideologien und der Verlassenheit« auszuliefern. Verlassenheit heißt immer, ohne seinesgleichen zu existieren. Doch ist unter »seinesgleichen« hier keineswegs eine gemeinsame Identität zu verstehen, die sich aus Zugehörigkeiten wie Volk, Religion usw. ableiten lässt, sondern die unendliche Verschiedenheit von Menschen, die sich sprechend und handelnd unterscheiden, weil sie zum Anfangen Begabte sind. Statt Verschiedenheit so zu organisieren, als ob alle zusammen nur einen Menschen darstellten, den totalitären politischen Körper, wie ihn extreme Ideologien wollen, muss Verschiedenheit im Miteinander in Erscheinung treten und das Faktum menschlicher Pluralität realisieren, »das absolute Unterschiedensein jeder Person von jeder anderen, die ist, war oder sein wird«. Es ist im Unterschiedensein, dass wir gleich sind. Im Unterschied zu den Eigenschaften, die wir als Attribute besitzen, die wir mit anderen teilen oder mit denen wir uns von anderen unterscheiden, wird uns damit eine Eigenschaft zuteil, die allen Menschen gleichermaßen zukommt, diejenige nämlich, andere Menschen als Eigenschaft zu haben.

Doch diese Eigenschaft kommt »nur da ins Spiel, wo Menschen miteinander, und weder für- noch gegeneinander, sprechen und agieren«, weil nur im Miteinander »das eigentlich personale Wer jemand jeweilig ist« in Erscheinung treten kann. Denn diese Eigenschaft ist unserer Kontrolle entzogen. Sie offenbart sich nur unwillkürlich zusätzlich in allem, was wir sagen oder tun, wenn wir »auf die ursprüngliche Fremdheit dessen, der durch Geburt als Neuankommeling in die Welt gekommen ist«, verzichten und uns handelnd und sprechend in die Welt einschalten. »Diesen Verzicht aber kann sich weder das Für- noch das Gegeneinander leisten; die Tatkraft der Güte wie des Verbrechens entspringen einer Distanz, in der die ursprüngliche Fremdheit« als »Selbstopfer« oder als »Selbstsucht« festgehalten wird. »Vom Standpunkt des Miteinander handelt es sich in beiden Fällen um Phänomene der Verlassenheit«, in denen »die Gestal-

ten der Fremdlinge unter den Menschen, die Heiligen und die Verbrecher, ihre Chance« gewinnen und heutzutage in der Gestalt des Selbstmord-attentäters zusammenfallen. Doch im »Wer jemand jeweilig ist« fängt kein Wesen zu leben an, um zu sterben. Es fängt an, im Besitz der Fähigkeit zu sein, anfangen zu können.

Was Anfangen heißt, geht in keinem Anfang auf. Was im Augenblick des Anfangens den Anfang selbst verändert und weiter verändert mag wohl eine Intention sein, doch ist sie die Intention eines »und«, das uns in ein Netz von Bezügen verwickelt. Scheinbar absichtslos und passiv sind wir im Augenblick einer Unterbrechung gefangen, der die Verwirklichung beabsichtigter Handlung aufschiebt und uns weiteren Anfängen aussetzt. Wir könnten sie mit der Bequemlichkeit einer Manie aufzählen: ein Anfang ist ein Anfang ist ein Anfang ist ein Anfang, wenn nicht jeder einzelne von neuen Kräften erzählen würde, die auf anderes und anders als beabsichtigt öffnen. Diese unaufhörlich weil unbeabsichtigt anfangende Öffnung des politischen Raums verdankt sich – so Arendt – der »Gebürtlichkeit« eines jeden Anfangenden. Durch sie ist nicht nur »jeder Mensch einmal als einzigartig Neues in der Welt erschienen«. Sie bestätigt auch »die nackte Tatsache des Geborenses« wie »eine zweite Geburt«, mit der wir »gleichsam die Verantwortung dafür auf uns nehmen« und die »in dieser Geburt vorgegebene absolute Verschiedenheit« in der »spezifisch menschlichen Pluralität« realisieren.

»Merkwürdigerweise hat aber noch keine Philosophie, auch keine politische Philosophie, sich dazu vermocht, den Menschen auf seine ›Gebürtlichkeit‹ hin anzusprechen, nämlich darauf hin, daß mit jedem von uns ein Anfang in die Welt kam und daß Handeln im Sinne des Einen-Anfang-Setzens nur die Gabe eines Wesens sein kann, das selbst ein Anfang ist.« Dies ist so, weil jeder Anfang »ein Element völliger Willkür« in sich zu bergen scheint. »Nicht nur befindet er sich außerhalb der Kausalitätskette, in der jede Wirkung sofort als Ursache weiterer Entwicklungen verlässlich determiniert ist, er ist überhaupt nicht eigentlich abzuleiten – wäre er es, so wäre er kein Anfang – und erscheint daher, was Raum und Zeit betrifft, gleichsam aus dem Nirgendwo. Was immer man neu anfängt, im Moment des Anfangens selbst ist es, als ob die Zeitfolge überhaupt verschwunden wäre beziehungsweise als ob man selbst aus der kontinuierlichen Zeitordnung herausgetreten sei.« Im Ineinander von Zeitunterbrechung und Zeitentstehung aber ist uns das Miteinander des Verschiedenen gegeben, kein Element völliger Willkür also, sondern der jeweils doppelte Abstand der Anfangenden zu dem was Anfang ist und zu dem was im Anfang war: ein